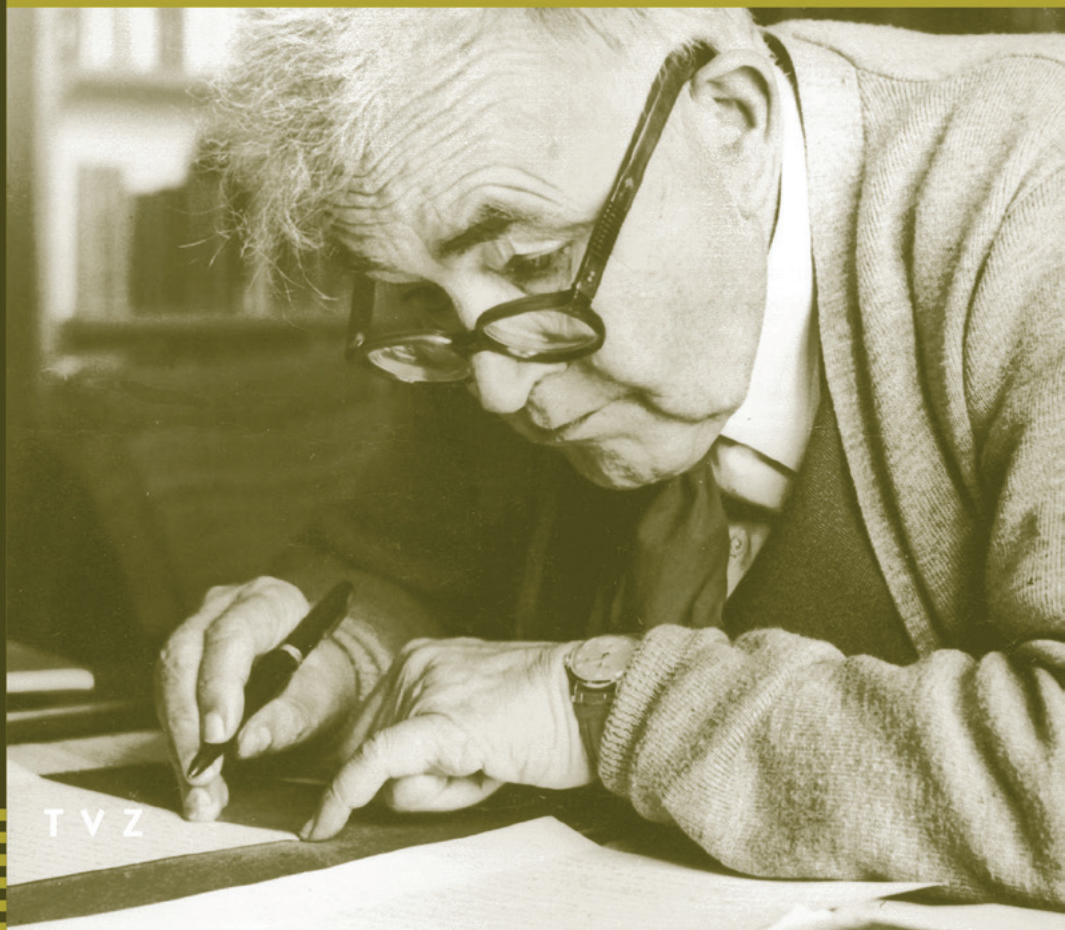


Matthias Freudenberg
Georg Plasger (Hg.)

Barth lesen

Zentrale Texte
seines Denkens



TVZ

Barth lesen

T V Z

Matthias Freudenberg, Georg Plasger (Hg.)

Barth lesen

Zentrale Texte seines Denkens

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Union Evangelischer Kirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Evangelisch-reformierten Kirche in Deutschland, der Evangelischen Kirche von Westfalen, der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Karl Barth-Gesellschaft.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

Unter Verwendung eines Bilds aus dem Karl Barth-Archiv

Die Fotografien sind dem Bildband «Karl Barth. Bilder und Dokumente aus seinem Leben» entnommen, Karl Barth-Gesamtausgabe, Band 54 © Karl Barth-Archiv

Druck

ROSCH-BUCH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-18209-0

© 2019 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Vorwort	9
1 Theologische Wege und Wandlungen	13
Autobiografische Skizze (1927)	15
Zwischenzeit (1961)	18
How my mind has changed 1928–1938.....	20
How my mind has changed 1938–1948	28
How my mind has changed 1948–1958	34
Rundbrief an die Gratulanten zu Barths 82. Geburtstag (1968)	37
Interview im Deutschschweizer Rundfunk (1968)	39
2 Mit dem Anfang anfangen	43
Predigt über Genesis 15,6, Safenwil 1916	45
Römerbrief (Erste Fassung 1919): Vorwort	48
Römerbrief (Erste Fassung 1919): Die Sache (Röm 1,16f.)	49
Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke (1920).....	54
Römerbrief (Zweite Fassung 1922): Vorwort	56
Römerbrief (Zweite Fassung 1922): Die Liebe (Röm 8,28f.32)	61
Sechzehn Antworten an Herrn Professor von Harnack (1923)	66
3 Offenbarung und Wort Gottes	71
Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie (1922).....	73
Das offenbarte Wort Gottes (KD I/1, 1932)	77
Das Wort Gottes als Rede Gottes (KD I/1, 1932).....	80
Das erste Gebot als theologisches Axiom (1933)	84
Was heißt: evangelisch sein? (1933).....	88
Für die Freiheit des Evangeliums (1933)	89
Kurze Kommentierung des ersten Satzes der Theologischen Erklärung der Barmer Synode (1937/38)	93

4	Wesen und Aufgabe der Theologie	97
	Kirche, Theologie, Wissenschaft (KD I/1, 1932)	99
	Theologische Existenz heute! (1933)	104
	Predigt über Exodus 20,4–6, Siegen 1935	109
	Dogmatik im Grundriß (1947): Die Aufgabe	113
	Dogmatik im Grundriß (1947): Glauben heißt Bekennen	117
	Einführung in die evangelische Theologie, 1962: Erläuterung	120
5	Gottes Wesen und seine Gnadenwahl	127
	Gottes Dreieinigkeit (KD I/1, 1932)	128
	Gottes Sein in der Tat (KD II/1, 1940)	133
	Gottes Einheit und Allgegenwart (KD II/1, 1940)	138
	Jesus Christus, der Erwählende und der Erwählte (KD II/2, 1942)	142
6	Gottes Schöpfung und Bund	151
	Die Schöpfung als äußerer Grund des Bundes (KD III/1, 1945)	153
	Der Bund als innerer Grund der Schöpfung (KD III/1, 1948)	157
	Die Grundform der Menschlichkeit (KD III/2, 1948)	161
	Der Begriff der göttlichen Vorsehung (KD III/3, 1950)	166
	Das göttliche Regieren (KD III/3, 1950)	170
	Der Feiertag (KD III/4, 1951)	174
7	Jesus Christus und die Versöhnung	181
	Das Werk Gottes des Versöhners (KD IV/1, 1953)	182
	Die drei Gestalten der Versöhnungslehre (KD IV/1, 1953)	185
	Der Richter als der an unserer Stelle Gerichtete (KD IV/1, 1953)	192
	Des Menschen Freispruch (KD IV/1, 1953)	196
	Die Herrlichkeit des Mittlers (KD IV/3, 1959)	200
8	Der neue Mensch	205
	Die Wirklichkeit des neuen Menschen (1950)	206
	Das Geschenk der Freiheit (1953)	214
	Der königliche Mensch (KD IV/2, 1955)	218
	Die Menschlichkeit Gottes (1956)	222

9 Das christliche Leben	231
Der Mensch als Täter des Wortes (KD I/2, 1938).....	233
Das Gebot Gottes und das ethische Problem (KD II/2, 1942).....	236
Einführung in die evangelische Theologie (1962): Gebet	238
Die Tat der Liebe (KD IV/2, 1955)	245
Die Taufe mit dem Heiligen Geist (KD IV/4, 1967).....	249
Der Vorrang des Wortes Gottes (1961).....	252
Der Aufstand gegen die Unordnung (1961)	256
 10 Kirche und Ökumene	261
Die Autorität unter dem Wort (KD I/2, 1938).....	262
Die Freiheit des Wortes (KD I/2, 1938)	268
Dogmatik im Grundriß (1947): Die Gemeinde, ihre Einheit, Heiligkeit und Allgemeinheit	273
Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan (1948).....	277
Gespräch mit Studenten des ökumenischen Instituts in Bossey (1967)	282
 11 Kirche und Staat	289
Brief nach Holland (November 1942).....	291
Verheißung und Verantwortung der christlichen Gemeinde im heutigen Zeitgeschehen (1944)	294
Ein Wort an die Deutschen (1945).....	301
Christengemeinde und Bürgergemeinde (1946)	304
Die Kirche zwischen Ost und West (1949)	308
Politische Entscheidung in der Einheit des Glaubens (1952).....	311
 12 Predigt als Rede von Gott	317
Predigt über Hesekiel 13,1–16, Safenwil 1916.....	319
Predigt über Kolosser 3,1–2, Göttingen 1923	324
Predigt über Römer 15,5–13, Bonn 1933	328
Predigt über Psalm 46,2–4.8, Madiswil 1940	332
Predigt über Lukas 2,10–11, Basler Gefängnis 1954	335
Predigt über Johannes 16,33, Basler Gefängnis 1963	338
Zusammenfassung einer theologischen Lehre von der Predigt, Seminar Bonn 1932.....	341
 Literatur zu Karl Barth	345

Vorwort

Die Schriften Karl Barths eröffnen bis heute in der ganzen Welt vielen Menschen weite theologische und geistesgeschichtliche Zusammenhänge. Aber aufgrund des großen Umfangs seiner Schriften – allein sein Hauptwerk, die «Kirchliche Dogmatik» (KD), hat circa 9 000 Seiten – und der Fülle – die «Gesamtausgabe» (GA) seiner Schriften umfasst bisher über 50 Bände – verschließen sie nicht wenigen den Zugang zu Barth.

Wir möchten mit dieser Auswahl von Texten aus allen Epochen Barths Zugänge zu seiner Theologie und auch zum Theologen Barth erleichtern. Die zwölf Kapitel sind thematisch aufgebaut und folgen in ihrer Reihenfolge im Wesentlichen Grundeinsichten von Barths Theologie. Den Auftakt bilden Texte, in denen Barth sich zur Entwicklung seiner Theologie geäußert und wichtige biografische Weichenstellungen beschrieben hat. Es folgen Kapitel, die den theologischen Themen zugeordnet sind, um die Barths Denken seit den Anfängen als Pfarrer in Safenwil bis zum Abschluss seiner «Kirchlichen Dogmatik» kreiste. Den Schluss bilden Auszüge aus Predigten. Barth verstand seine Theologie nicht zuletzt als eine Hilfestellung für Predigerinnen und Prediger und hat selbst gern gepredigt.

In allen Kapiteln sind längere und kürzere Abschnitte zusammengestellt, die aus unterschiedlichen Quellen stammen. Einige Kapitel beinhalten Abschnitte aus der «Kirchlichen Dogmatik», andere sind aus kleineren Schriften und Vorträgen zusammengestellt. Zu Anfang eines jeden Kapitels gibt es eine knappe thematische Einführung mit einem kurzen Hinweis auf den Kontext, in dem die Texte entstanden sind. Auch sonst haben wir Erklärungen nur da, wo sie uns unbedingt nötig erschienen, in eckigen Klammern und in Anmerkungen eingefügt sowie lateinische Begriffe übersetzt. Bei der Rechtschreibung und Zeichensetzung haben wir behutsame Angleichungen an die heute üblichen Regeln vorgenommen. Passagen aus der

«Kirchlichen Dogmatik», die dort kleiner gesetzt sind, geben wir hier in der gleichen Schriftgröße wie die anderen Texte wieder.

Barth bleibt theologisch schwere Kost. Das können und wollen wir auch nicht verändern, und das zeigt sich auch in den hier zu lesenden Texten. Aber es ist eine Kost, von der wir hoffen und erwarten, dass sie das christliche Leben nährt.

Ermöglicht wurde das Erscheinen des Bands durch Druckkostenzuschüsse der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Union Evangelischer Kirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Evangelisch-reformierten Kirche in Deutschland, der Evangelischen Kirche von Westfalen, der Evangelischen Kirche im Rheinland und der Karl Barth-Gesellschaft. Dafür danken wir sehr herzlich. Danke sagen wir auch Peter Zocher vom Karl Barth-Archiv für das Titelfoto und die Bilder im Band selbst, Anna Lena Schwarz für Korrekturarbeiten und Lisa Briner vom Theologischen Verlag Zürich für die angenehme Zusammenarbeit.

Saarbrücken / Siegen, 10. Dezember 2018 (50. Todestag Karl Barths)
Matthias Freudenberg / Georg Plasger



Karl und Nelly Barth, 1943

1 Theologische Wege und Wandlungen

Karl Barth hat keine Autobiografie verfasst. Zwar hat er Anfang 1966 begonnen, sein Leben zu Papier zu bringen; doch gab er dieses Vorhaben im Frühjahr 1967 zugunsten der Drucklegung seiner Tauflehre, des Interesses an der Erneuerung des Katholizismus und der Durchführung von Lehrveranstaltungen an der Universität Basel auf. Was von Barth vorliegt, sind autobiografische Skizzen und kurze Abhandlungen, in denen er Wege und Wandlungen in seiner theologischen Biografie beschrieben hat.

Geboren am 10. Mai 1886 in Basel, arbeitete Barth nach seinem Theologiestudium in Bern, Berlin, Tübingen und Marburg 1904–1908 als Redaktor der Zeitschrift «Die Christliche Welt» 1908/09 in Marburg. In der Folgezeit (1909–1911) war er Vikar in der deutschsprachigen reformierten Gemeinde Genf und danach (1911–1921) Pfarrer in der Arbeiter- und Bauerngemeinde Safenwil im Kanton Aargau. Eine wichtige Zäsur in seiner Biografie war das Jahr 1921 mit der Berufung auf eine Honorarprofessur für reformierte Theologie in Göttingen, die er bis 1925 wahrnahm. Von 1925 bis 1930 war er Professor für Dogmatik und neutestamentliche Exegese in Münster und von 1930 bis 1935 Professor für Systematische Theologie in Bonn. In den Bonner Jahren begann Barth mit der Arbeit an der «Kirchlichen Dogmatik» (seit 1932) und wirkte in der «Bekennenden Kirche» mit, die u. a. in der Abfassung der «Barmer Theologischen Erklärung» 1934 ihren Ausdruck fand. Nachdem Barth im November 1934 von der Bonner Professur aufgrund seiner Weigerung, den Eid auf Adolf Hitler ohne einschränkenden Zusatz zu leisten, suspendiert wurde, berief ihn 1935 die Universität Basel als Professor für Systematische Theologie und Homiletik.

Nach 1945 hielt Barth immer wieder Vorträge in Deutschland, zahlreichen anderen Staaten Europas und in den USA (1962), in denen er neben theologischen Themen auch Fragen der politischen und gesellschaftlichen Ordnung ansprach. Nach seiner Emeritierung 1961 hielt Barth eine letzte

Vorlesung «Einführung in die evangelische Theologie» (1961/62) sowie Kolloquien und Sozietäten. Einen Abschluss fand die «Kirchlichen Dogmatik» 1967 mit Band IV/4 über die Taufe. Am 10. Dezember 1968 starb Barth in seinem Haus in der Basler Bruderholzallee.

In die vorliegende Auswahl aufgenommen wurde eine «Autobiografische Skizze», die Barth für das Fakultätsalbum der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster (1927) verfasst hatte. Die 1961 geschriebene Reflexion «Zwischenzeit» warf den Blick auf die Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts. In drei Artikeln unter dem Titel «How my mind has changed», die Barth für die amerikanische Zeitschrift «The Christian Century» 1938, 1948 und 1958 schrieb, beleuchtete er eigene Denkwege und Diskussionen der Jahrzehnte 1928–1938, 1938–1948 und 1948–1958. Aus seinem letzten Lebensjahr sind Auszüge aus einem «Rundbrief an die Gratulanten zu Barths 82. Geburtstag» (1968) abgedruckt, in dem er u. a. über ökumenische Begegnungen und seine Freundschaft mit dem Dichter Carl Zuckmayer Auskunft gab. Im wenige Wochen vor seinem Tod geführten «Rundfunkinterview» von Roswitha Schmalenbach (1968) erklärte er schließlich seine Zuneigung zur Musik von Wolfgang Amadeus Mozart.

Auch in diesen Texten, die sehr autobiografisch sind, bleiben persönliche Reflexionen hinter der Beschreibung von theologischen und gesellschaftlichen Auf- und Umbrüchen sowie Auseinandersetzungen im Hintergrund. Vor Augen tritt ein theologischer Hauptakteur und Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts, der dieses auch mit seinen politischen Stellungnahmen kritisch begleitet hat.

Autobiografische Skizze (1927)

[...] Der Betrieb der wissenschaftlichen Theologie begann mir, je länger ich zu predigen und zu unterrichten hatte, «irgendwie» fremd und rätselhaft zu werden. In verstärktem Maße geschah dies, als ich 1911, wie einst mein Vater, in den Aargau kam: in die Bauern- und Arbeitergemeinde Safenwil, in der mir, nicht ohne Einfluss der damals auf ihrem Höhepunkt stehenden Verkündigung von Kutter und Ragaz, die soziale Frage und Bewegung brennend wichtig wurden. In dem Klassengegensatz, den ich in meiner Gemeinde konkret vor Augen hatte, bin ich wohl zum ersten Male von der wirklichen Problematik des wirklichen Lebens berührt worden. Dies hatte zur Folge, dass meine Beschäftigung mit der Theologie (der 1912 erfolgte Tod meines Vaters mochte das Seine dazu beitragen) sich für Jahre auf die allerdings sehr sorgfältige Vorbereitung von Predigt und Unterricht reduzierte, während mein eigentliches Studium sich auf Fabrikgesetzgebung, Versicherungswesen, Gewerkschaftskunde und dergleichen richtete und mein Gemüt durch heftige, durch meine Stellungnahme auf Seiten der Arbeiter ausgelöste, lokale und kantonale Kämpfe in Anspruch genommen war.

Eine Wendung brachte erst der Ausbruch des Weltkriegs. Er bedeutete für mich konkret ein doppeltes Irrewerden: einmal an der Lehre meiner sämtlichen theologischen Meister in Deutschland, die mir durch das, was ich als ihr Versagen gegenüber der Kriegsideologie empfand, rettungslos kompromittiert erschien – sodann am Sozialismus, von dem ich gutgläubig genug noch mehr als von der christlichen Kirche erwartet hatte, dass er sich jener Ideologie entziehen werde, und den ich nun zu meinem Entsetzen in allen Ländern das Gegenteil tun sah. [...] Noch dachte und predigte ich zunächst auf den alten Linien weiter. Noch hielt ich es gerade damals für geboten, nun gerade mich auch äußerlich der sozialdemokratischen Partei anzuschließen. Über den liberal-theologischen und über den religiös-sozialen Problemkreis hinaus begann mir doch der Gedanke des Reiches Gottes in dem biblischen real-jenseitigen Sinn des Begriffs immer dringlicher und damit die allzu lange als selbstverständlich behandelte Textgrundlage meiner Predigten, die Bibel, immer problematischer zu werden. Immer noch reichlich naiv wurde eines bestimmten Tages im Jahre 1916 zwischen Thurneysen¹ und mir ausgemacht, dass man sich zwecks weiterer Klärung der Lage der wissenschaftlichen Theologie wieder

1 Eduard Thurneysen (1888–1974) war 1913–1920 Pfarrer im benachbarten Leutwil-Dürrenäsch und mit Barth eng persönlich und theologisch verbunden.

zuzuwenden habe. Hätten wir gewusst, was kam, wir würden wohl auch dazu die Parrhesie [= Freimütigkeit] nicht gefunden haben. Am folgenden Morgen fand ich mich, umgeben von einem Stoß von Kommentaren usw., vor dem Römerbrief des Apostels Paulus mit der, wie mir schien, ganz neu aufzuwerfenden Frage nach dem, was denn nun eigentlich dastehe. Aus den Notizen, die ich mir darüber zu machen pflegte, ist nachher das bekannte umstrittene Buch geworden. [...]

Dass ich Dinge gedacht und ausgesprochen hatte, die ich vor einer größeren Öffentlichkeit zu verantworten haben werde, das begann mir erst klar zu werden, als ich im September 1919, zu einem Vortrag an der religiös-sozialen Tagung in Tambach (Thüringen) aufgefordert, zum ersten Mal der gänzlich veränderten Lage im Deutschland der Nachkriegszeit ansichtig wurde.² [...] Hier fand ich auf einmal einen Kreis und Ausblick auf weitere Kreise von Menschen, zu deren Unruhe sich meine Versuche verhielten wie Antworten zu Fragen – Antworten, die mir doch gerade in dem nun anhebenden Verkehr mit diesen deutschen Zeitgenossen unter der Hand selber wieder zu Fragen wurden. Die Begrüßung mehr als eines dieser nach Realitäten hungrigen Geister ließ mich stutzig werden, ließ mich die Frage nach dem biblischen Sinn des «Reiches Gottes» ein zweites Mal aufwerfen [...] Das erste Dokument dieser Wendung ist der Aarauer Konferenzvortrag «Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke» von 1920. Von da an überstürzten sich die Dinge. Der Römerbrief ging an einen den Kairos besser erfassenden Münchener Verleger über, dem ich ihn aber zunächst nach Absatz der ersten Auflage wieder entreißen musste, um ihn einer völligen Umgestaltung zu unterziehen.³

Mitten in dieser Arbeit überraschte mich eines Morgens im Februar 1921 die Anfrage des alten Pfarrers Heilmann und später des preußischen Kultusministeriums, ob ich die in Göttingen zu errichtende Honorarprofessur für reformierte Theologie zu übernehmen willens sei. Ich kann jetzt, 6 Jahre später, wohl gestehen, dass ich damals die reformierten Bekenntnisschriften nicht einmal besaß, geschweige denn gelesen hatte, um von allerhand anderen ungeheuerlichen Lücken meines Wissens nicht zu reden. Wenn ich trotzdem nach kürzester Besinnung zusagte, so geschah es aus der unmittelbaren Empfindung, dass nach Lage der Dinge mein Ort bei der deutschen theologischen Jugend sei und nicht anderswo, und in der blinden Zuversicht, dass es mit der Wissenschaft und – mit der Obsorge für meine munter heranwachsende Kin-

2 Vortrag «Der Christ in der Gesellschaft» (1919).

3 Der damals von Albert Lempp (1884–1943) geleitete Christian Kaiser Verlag in München.

derschar da draußen irgendwie gehen müsse und werde. So übersiedelten wir im Oktober, 14 Tage nachdem die 2. Auflage des Römerbriefs fertig geworden war und unter allerlei stürmischen Ereignissen in meiner Gemeinde, in die ferne Stadt Albrecht Ritschls,⁴ wo ich mit einer Sicherheit, die mir heute wieder unbegreiflich ist, alsbald die Bücher aufschlug, über deren Inhalt ich nun unversehens und sofort akademische Vorträge zu halten berufen war. Es fand sich zum Glück, dass meine Theologie, wie sie bis dahin geworden war, reformierter, calvinischer war, als ich selbst gewusst hatte, sodass ich meiner konfessionellen Sonderaufgabe mit Freude und gutem Gewissen nachgehen konnte. Die gewisse Unbestimmtheit meines Lehrauftrags sorgte dafür, dass ich die Aneignung wenigstens der nötigsten Stoffe, die ich, auf diese Zukunft nicht gefasst, früher versäumt hatte, Schritt für Schritt wenigstens in etwas nachholen konnte. Trost und Ermunterung war es mir, als ich im Februar 1922 von der Kunde überrascht wurde, dass ich von der theologischen Fakultät Münster zum D. Theol. ernannt worden sei. Und für die Dankbarkeit, mit der ich mich von Seiten vieler Göttinger Studenten alsbald umgeben sah, war ich ihnen dankbarer, als sie wissen konnten. [...] Es waren freilich saure Jahre, da ich fortwährend nicht nur gleichzeitig lernen und lehren, sondern mich auch noch als Vertreter einer neuen theologischen Richtung in Form von Vorträgen und öffentlichen Diskussionen nach allen möglichen Richtungen legitimieren bzw. meiner Haut wehren musste. [...]

Ende des Sommersemesters 1925, als ich eben meinen ersten dreisemestrigen Kurs über Dogmatik hinter mir hatte, erhielt ich die Nachricht, dass wiederum die evangelisch-theologische Fakultät Münster mich zum ordentlichen Professor für Dogmatik und neutestamentliche Exegese mit Erfolg vorgeschlagen habe. Wiederum hatte ich, nachdem mich eine gewisse Beengung meiner äußeren Stellung in Göttingen gelegentlich (wenn auch nicht allzu sehr) gestört hatte, keinen Grund, dem Ruf des Vertrauens nicht vertrauensvoll zu folgen, und bereue es bis heute nicht, es getan zu haben. Möchte dies auf Gegenseitigkeit beruhen. Ein etwas schwieriger Fall, der in mehr als einer Hinsicht der kollegialen und christlichen Geduld bedürftig ist, werde ich wohl nach meiner Meinung immer bleiben.

Karl Barth/Rudolf Bultmann, Briefwechsel 1911–1966, hg. v. Bernd Jaspert, Karl Barth-GA, Abt. V, Zürich 21994, 290–300.

4 Albrecht Ritschl (1822–1889) war von 1864–1889 Professor für Dogmatik und Ethik in Göttingen.

Zwischenzeit (1961)

[...] Im Herbst 1921 war ich von der Schweiz nach Deutschland übersiedelt, vom Dienst eines Landpfarrers in ein akademisches Lehramt. [...] Ich sah ein Deutschland, das im Begriff war, sich von dem verlorenen ersten Weltkrieg und seinen Folgen – das Wort «Versailles», norddeutsch ausgesprochen, tönte oft wie ein Peitschenknall in meinen Ohren – erholen zu wollen, sich aber offenbar nicht erholen konnte. Ich begleitete die Bemühungen der wenigen besonnenen Männer, der kleinen gutwilligen Kreise, die die «Weimarer Republik» und ihre Verfassung ernst nahmen, eine deutsche soziale Demokratie aufbauen und dem Lande einen angemessenen Raum inmitten der ihm zunächst noch misstrauisch genug gegenüberstehenden Umwelt in loyaler Weise sichern wollten. Ich sah und hörte aber auch die damaligen «Deutsch-Nationalen» – in meinem Erinnerungsbild die unerfreulichsten aller Kreaturen Gottes, die mir je begegnet sind –, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, die jeden, aber auch jeden Versuch, auf jener Basis das Bestmögliche zu erreichen, torpedierten und damit und mit ihren Hetzreden zur Füllung der Schalen des Zornes, die sich dann in den zwei folgenden Jahrzehnten über die deutsche Nation ergossen, wohl den wichtigsten Beitrag geliefert haben. Gründlich geirrt habe ich mich damals, in dem bereits aufsteigenden Nationalsozialismus, der mir in seinen Ideen und Methoden, in seinen führenden Gestalten von Anfang an nur eben absurd vorkam, keine Gefahr zu erblicken. Ich hielt das deutsche Volk nun doch einfach für zu gescheit, um auf diese Möglichkeit hereinzufallen. [...]

In der deutschen evangelischen Kirche von damals, der ich als Theologe besonders verbunden und verpflichtet war, konnte mir nie so richtig wohl werden. Aus zwei Gründen nicht: sie hatte, jedenfalls in ihren führenden Organen und Kreisen, eine unverkennbare Schlagseite nach der schwarzweißroten Reaktion hin. Und sie entwickelte, dem Staat gegenüber zum ersten Mal auf eigene Füße gestellt, ein merkwürdig pompöses Selbstbewusstsein, dem der Gehalt und Tiefgang ihrer Verkündigung nun doch nicht zu entsprechen schien. Schon gab es da und dort «Bischöfe», solche, die die Bischöfe lieb hatten, und solche, die selbst gern Bischöfe werden wollten. [...]

In der Theologie, auf meinem eigensten Feld, sah ich die Lage durch drei wichtige Faktoren bestimmt: einmal dadurch, dass die Vorherrschaft der am Anfang des Jahrhunderts modern gewesenen «liberalen», das heißt historisch-psychologisch orientierten Richtung zwar schon ziemlich problematisiert, aber noch keineswegs gebrochen war. Sodann durch eine in verschiedenen Varianten versuchte Rückkehr zu Luther, speziell zum sogenannten «Jungen

Luther», die später freilich mühelos in einen neuen lutherischen Konfessionalismus übergehen konnte. Endlich durch die Anfänge einer Neubegründung der Theologie auf einer an Kierkegaard⁵ anknüpfenden «Existenzphilosophie». Wer sich für keinen dieser drei Wege entscheiden konnte, war damals darauf angewiesen, wie die Eidgenossen nach getanem Rütlichschwur «sein Vieh zu winteren», sich also auf seinen eigenen, erst nachher kundzugebenden Vorschlag angemessen vorzubereiten. Das war mein Fall. Noch war ich in allem, was ich in den Zwanzigerjahren produziert habe, erst im Anlauf, in der Richtung auf das, worauf ich eigentlich hinauswollte. Sie waren nicht mehr meine Lehrlings-, aber immerhin erst meine Gesellenjahre.

Karl Barth, Zwischenzeit, in: *Magnum. Zeitschrift für das moderne Leben* 4 (1961), Heft 35, 38.

5 Sören Kierkegaard (1813–1855), dänischer Theologe, Philosoph und Schriftsteller.

How my mind has changed 1928–1938

[...] Nun, mein Denken hat sich jedenfalls darin nicht verändert, dass sein Gegenstand, seine Quelle und sein Maßstab, soweit das in meiner Absicht liegen kann, nach wie vor gerade *nicht* die sogenannte Religion, sondern das die christliche Kirche, Theologie, Predigt und Mission begründende, erhaltende und weiterführende *Wort Gottes* ist, das in der Heiligen Schrift *zum Menschen*: zu dem Menschen aller Zeiten, Länder, Lebensbedingungen und Altersstufen redet, das Wort Gottes, das Gottes Geheimnis in seinem Verhältnis zum Menschen und nicht, wie es die Vokabel «Religion» zu sagen scheint, das Geheimnis des Menschen in seinem Verhältnis zu Gott ist. [...] Insofern fing erst jetzt das eigentliche Leben an. Ich kann mich denn auch nicht erinnern, in den früheren Jahrzehnten meines Lebens so bewusst und doch auch – obwohl es sehr schwere Jahre waren – so gerne gelebt zu haben. Man hat alle Hände voll zu tun, man wirkt ungewollt auch als Beispiel und Vorbild und weiß also nur zu gut, wozu man da ist. Man weiß, dass es jetzt ums Ganze geht. [...]

Wenn ich auf meine Aufzeichnungen aus diesen letzten zehn Jahren blicke, so fällt mir äußerlich vor allem dies auf, dass ich eigentlich erst in dieser Zeit in etwas größerem Maßstabe etwas von der Welt oder doch von Europa gesehen habe. Bis 1928 war meine persönliche Bekanntschaft auf die Schweiz, auf größere Teile von Deutschland und auf Holland beschränkt. Erst 1929 sah ich Italien und dann in den folgenden Jahren nur einmal, zum Teil öfter: England und Schottland, Dänemark, Frankreich, Österreich (damals noch frei!), die Tschechoslowakei, Ungarn und Siebenbürgen. Ich weiß heute nicht mehr, wie es kam, dass ich vorher meinte, in meinem Studierzimmer und in dessen nächster Umgebung so viel zu lernen und zu tun zu haben, um nach der Ferne keinen Drang zu empfinden. Es musste wohl so sein. Jedenfalls weiß ich heute auch das nicht mehr: wie ich sein könnte, ohne dass alle jene fernen Orte, ihre Geschichte und ihre Gegenwart und ihre Menschen mehr oder weniger deutlich zu mir gesprochen haben, ohne vor allem Frankreich und England jetzt irgendwie ebenso wie die Schweiz und Deutschland in mir zu haben, ohne auch bei meiner theologischen Arbeit dauernd in der einen Kirche an die vielen Kirchen denken zu müssen, in denen ich so viel Echo und Mitarbeit finden durfte und damit auch gewisse Mitverantwortlichkeiten zu übernehmen hatte. So habe ich in diesen zehn Jahren gewissermaßen auf eigene Faust meine «ökumenische Bewegung» vollzogen und bin froh darüber, es getan zu haben. Ich sehe erst jetzt an anderen, dass es einen Unterschied der Haltung, der Aufmerksamkeit und des Einsatzes ausmacht, ob man das tut oder – in irgendei-

nem Nationalismus bzw. Provinzialismus befangen – nicht tut. Dass ich es tat, hat jedenfalls für mich *nicht* bedeutet, dass ich an dem einen Notwendigen, wie ich es vorher in meiner Klausur kennengelernt hatte, irgendetwas abzustreichen oder abzuschwächen für nötig befunden hätte. Es bedeutete aber für mich den Ernst und die Freude der Verpflichtung, es als das für alle Kirchen in der einen Kirche *eine* Notwendige verstehen und, soweit das meine Aufgabe sein kann, vertreten zu lernen. [...]

Eine schmerzliche Veränderung, die in die vergangenen zehn Jahre fällt, besteht darin, dass ich eine ganze Anzahl von Nebenmännern, Mitarbeitern und Freunden, die ich 1928 noch hatte, seither verloren habe: nicht durch den Tod, aber dadurch, dass sie und ich allmählich oder plötzlich nicht mehr aus einem Geist und in einem Sinn miteinander arbeiten konnten, dass wir sehr bestimmt auf verschiedene Wege gerieten, auf denen gehend wir uns heute im besten Falle nur noch von ferne grüßen können. Ich kann mich nicht beklagen, weil ich genug alte Freunde behalten und auch neue, z. T. *sehr* gute Freunde in derselben Zeit finden durfte. Es ist mir aber in diesem Jahrzehnt sehr deutlich vor Augen gestellt worden, dass meiner Lebensarbeit eine gewisse sammelnde Kraft zu fehlen, ja dass ihr geradezu eine gewissermaßen explosive oder jedenfalls zentrifugale Wirkung eigen zu sein scheint. Man hatte sich in dem Jahrzehnt nach dem Weltkrieg in dem, was man meinte, wollte und wirkte, in gewissen gemeinsamen Gegensätzen und auch in gewissen allgemeinen Positionen gefunden und geglaubt, sich gegenseitig Vertrauen und Unterstützung schenken zu dürfen. Aber als die Sonne höher stieg – das geschah in dem Jahrzehnt, auf das wir hier zurückblicken –, da lösten sich die Gemeinschaften, die keine gewesen waren, in Dunst auf ... Hier sah ich unter den Jüngeren einen still zurückbleiben, dort einen lärmend, ich weiß nicht wohin, enteilen. Und dabei musste es wohl auch so sein, dass ich meinerseits mehr oder weniger lebhaft Beschwerden zu hören bekam: als ob *ich* dem ursprünglich gemeinsamen Ansatz nicht treu geblieben sei und also nicht gehalten habe, was ich einst versprochen – während ich doch nur auf dem damals angetretenen Weg, wie es bei einem Weg so sein muss, *weiter* gegangen zu sein, die Gründe, den Sinn, die Konsequenzen jenes einst gemeinsamen Ansatzes besser ans Licht gestellt zu haben meine. Wer hat nun recht? Es hätte wohl keinen Sinn, darüber streiten zu wollen. Wenn einige 1928 noch der Meinung sein konnten, dass man es in der sogenannten «dialektischen Theologie» («Barthianisme!») mit einer «Schule» zu tun habe, zu der man als Anhänger oder Gegner summarisch Stellung beziehen könne, kann es heute keinen der verantwortlich Mitredenden erspart bleiben, die auf diesem Felde unterdessen in ihrer Verschiedenheit

sichtbar gewordenen Möglichkeiten als solche zu prüfen, sich also von meinen ehemaligen Nebenmännern und von mir *je einzeln* nach seiner eigenen Entscheidung fragen zu lassen. Es ist uns gewiss allen leid, dass wir es unseren Zeitgenossen – und besonders unseren auf möglichst einfache und rasche Information bedachten amerikanischen Zeitgenossen – nicht leichter machen können.

Indem ich mir nun darüber Rechenschaft zu geben suche, inwiefern ich selbst in meiner Arbeit mich in diesen zehn Jahren tatsächlich verändert habe, so erscheint es mir möglich, die Sache auf die Formel zu bringen: *ich* war etwa zu gleichen Teilen – in Wirklichkeit natürlich gleichzeitig – mit der *Vertiefung* und mit der *Anwendung* der zuvor in den Hauptzügen gewonnenen Erkenntnis beschäftigt.

Die *Vertiefung* war diese: Ich hatte mich in diesen Jahren von den letzten Resten einer philosophischen bzw. anthropologischen (in Amerika sagt man wohl: «humanistischen» oder «naturalistischen») Begründung und Erklärung der christlichen Lehre zu lösen. Das eigentliche Dokument dieses Abschieds ist nicht etwa die vielgelesene kleine Schrift «Nein!» gegen Brunner⁶ von 1934, sondern das 1931 erschienene Buch [«Fides quaerens intellectum»] über den Gottesbeweis des Anselm von Canterbury, das ich von allen meinen Büchern mit der größten Liebe geschrieben zu haben meine und das in Amerika wohl gar nicht und auch in Europa von allen meinen Büchern am wenigsten gelesen worden ist. Das positive Neue war dieses: *ich* hatte in diesen Jahren zu lernen, dass die christliche Lehre ausschließlich und folgerichtig und in allen ihren Aussagen direkt oder indirekt Lehre von Jesus Christus als von dem uns gesagten lebendigen Wort Gottes sein muss, um ihren Namen zu verdienen und um die christliche Kirche in der Welt zu erbauen, wie sie als christliche Kirche erbaut sein will. Blicke ich von da aus zurück auf meine früheren Stadien, so kann ich mich jetzt wohl fragen, wie es möglich war, dass ich das nicht schon viel früher gelernt und entsprechend gesagt habe. Wie ist doch der Mensch so langsam, gerade wenn es um die wichtigsten Dinge geht! Man wird, um den Sinn und die Tragweite der damit eingetretenen Veränderung zu sehen und zu verstehen, die beiden 1932 und 1938 erschienenen ersten Bände meiner «Kirchlichen Dogmatik» einigermaßen studieren müssen. (Ihr wollt nicht so viel lesen? Ich mute es niemandem zu, das zu tun; doch kann ich nicht sagen, dass ich es richtig finde,

6 Emil Brunner (1889–1966), ab 1924 Professor für Systematische und Praktische Theologie in Zürich. Barth trat Brunners Versuch entgegen, im Menschen einen «Anknüpfungspunkt» des Wortes Gottes aufzuweisen.

wenn Leute über etwas reden, das sie nicht ordentlich studiert haben.) Meine neue Aufgabe war, alles vorher Gesagte noch einmal ganz anders, nämlich jetzt als eine Theologie der Gnade Gottes in Jesus Christus durchzudenken und auszusprechen. Ich kann nicht verschweigen, dass ich in der Bearbeitung dieser Aufgabe – ich möchte sie als christologische Konzentration bezeichnen – zu einer in erhöhtem Sinne *kritischen* Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition, auch mit den Reformatoren, auch mit Calvin geführt worden bin. Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich in dieser Konzentration alles viel klarer, unzweideutiger, einfacher und bekennnismäßiger und zugleich doch auch viel freier, aufgeschlossener und umfassender sagen konnte als vorher, wo ich – weniger durch die kirchliche Tradition als durch die Eierschalen einer philosophischen Systematik – mindestens teilweise gehemmt war.

Ich weiß, dass diese Veränderung vielen gar nicht gefallen hat. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte mich nun gänzlich hinter eine «chinesische Mauer» zurückgezogen und sei infolgedessen «äußerst uninteressant» (dieses Urteil kam aus Amerika!) geworden. Zu dieser letzten Feststellung kann ich kaum etwas sagen, wohl aber muss ich sagen, dass die Sache mit der chinesischen Mauer, jedenfalls von mir aus gesehen, sehr rätselhaft ist. Denn merkwürdigerweise war es so, dass ich gerade in diesem Jahrzehnt und also im Zuge dieser Veränderung Zeit und Lust gefunden habe, mich viel mehr als früher auch mit der allgemeinen Geistesgeschichte zu beschäftigen, auf zwei Italienreisen das klassische Altertum zu mir reden zu lassen, wie es das vorher nie getan hatte, ein neues Verhältnis z. B. zu Goethe zu gewinnen, zahlreiche Romane – darunter viele von den ausgezeichneten Hervorbringungen der neueren englischen Kriminal-Romanliteratur – zu lesen, ein schlechter, aber passionierter Reiter zu werden usw.! Nie zuvor meine ich so fröhlich in der wirklichen Welt gelebt zu haben wie gerade in der Zeit, die für meine Theologie jene vielen so mönchisch erscheinende Konzentration mit sich brachte. Ich weiß nicht, welche Diagnose die Psychologen mir daraufhin zuwenden werden. Und ich muss fast fürchten, dass ernste Christen es daraufhin in Zweifel ziehen werden, ob meine Veränderung in dieser Zeit tatsächlich in einer «Vertiefung» bestanden habe. Aber wie dem auch sei und wie man es auch deuten möge: die Gefahr einer abstrakten Weltverneinung, der mich einige offenbar verfallen sehen, ist heute wohl weniger als je meine Sorge, sondern ich muss es als Tatsache registrieren, dass ich in diesen letzten zehn Jahren *zugleich* sehr viel kirchlicher *und* sehr viel weltlicher geworden bin.

Die *Anwendung*, die ich zu machen hatte, hängt mit dem Namen *Hitler* aufs engste zusammen. Ich saß 1928 um diese Zeit an diesem gleichen Schreib-

tisch in einem kleinen mir gehörigen Hause in Münster in Westfalen: ein preußischer Professor und, nach sieben Jahren, die ich damals in Deutschland zugebracht, beinahe schon im Begriff, so etwas wie ein «guter Deutscher» zu werden. Wieder sieben Jahre später aber, 1935, war ich, inzwischen von Münster nach Bonn übersiedelt, mitten aus meiner dortigen schönen Unterrichtsarbeit heraus abgesetzt und entlassen und befinde mich heute wie ein aus dem Sturme vorläufig geretteter Schiffer – ich hätte es mir damals nicht träumen lassen – hier in meiner Vaterstadt Basel. Zwischen damals und heute kam es nun allerdings zu einer erheblichen Veränderung meiner Haltung und Betätigung: nicht hinsichtlich des Sinnes und der Richtung meiner Erkenntnisse, wohl aber hinsichtlich ihrer *Anwendung*. Und diese Veränderung verdanke ich dem «Führer»! Was geschah? Es geschah zunächst – das muss man sich bei dem Ganzen vor Augen halten – eine riesenhafte Offenbarung der menschlichen Lüge und Brutalität auf der einen und der menschlichen Dummheit und Angst auf der anderen Seite. Und es geschah sodann dies, dass die deutsche Kirche, der ich als Mitglied und Lehrer angehörte, im Sommer des Jahres 1933 angesichts des Erfolgs des Nationalsozialismus und unter der suggestiven Macht seiner Ideen hinsichtlich ihrer Lehre und Ordnung in die größte Gefahr geriet, einer aus Christentum und Deutschtum wunderbarlich gemischten neuen Häresie, der Herrschaft der sogenannten «Deutschen Christen», zu verfallen. Es geschah weiter dies, dass ich die Vertreter der anderen (liberalen, pietistischen, konfessionellen, biblizistischen) theologischen Schulen und Richtungen in Deutschland, die vorher auf Ethik, Heiligung, christliches Leben, praktische Entscheidung usw. im Gegensatz zu mir so großes Gewicht gelegt hatten, jene Häresie z. T. offen bejahen, z. T. ihr gegenüber eine merkwürdig neutrale und tolerante Haltung einnehmen sah. Und es geschah weiter, dass ich, da so viele zustimmten und niemand ernsthaft protestierte, selber nicht gut schweigen konnte, sondern es unternehmen musste, der gefährdeten Kirche das Nötige zuzurufen. [...]

Ich hatte doch in jenem ersten Heft «Theologische Existenz heute» im Juni 1933 nichts Neues zu sagen, sondern nur eben das, was zu sagen ich mich immer bemüht hatte: dass wir neben Gott keine anderen Götter haben können, dass der Heilige Geist der Schrift genügt, um die Kirche in alle Wahrheit zu leiten, dass die Gnade Jesu Christi genügt zur Vergebung unserer Sünden und zur Ordnung unseres Lebens. Nur dass ich eben dies nun auf einmal in einer Situation zu sagen hatte, in der eben dies nicht mehr den Charakter einer akademischen Theorie haben konnte, sondern, ohne dass ich es wollte und dazu machte, den Charakter eines Aufrufs, einer Herausforderung, einer Kampfpa-

role, eines Bekenntnisses bekommen musste. Nicht ich habe mich verändert: es veränderte sich aber gewaltig der Raum und die Resonanz des Raumes, in dem ich zu reden hatte. Die konsequente Wiederholung jener Lehre wurde gerade in ihrer gleichzeitig vollzogenen Vertiefung in diesem neuen Raum von selbst zur Praxis, zur Entscheidung, zur Handlung.

So stand ich eines Tages zu meiner eigenen Überraschung zunächst mitten in der Kirchenpolitik, in der Mitarbeit an den Beratungen und Entschlüssen der seit 1934 sich sammelnden «Bekennenden Kirche». Ich habe diese Mitarbeit freiwillig (und nicht immer nach den Wünschen meiner deutschen Freunde) auch von der Schweiz aus fortgesetzt und gedenke es fernerhin zu tun. Um was ging und geht es? Sehr einfach darum, daran festzuhalten und das ganz neu zu verstehen und zu praktizieren: dass Gott über allen Göttern ist und dass die Kirche in Volk und Gesellschaft und gegenüber dem Staat auf alle Fälle ihre eigene, durch die Heilige Schrift bestimmte Aufgabe, Verkündigung und Ordnung hat. Aber es konnte nicht anders sein – obwohl viele in der Bekennenden Kirche dies bis heute nicht einsehen und wahrhaben wollen –, als dass eben dies im Raume des Nationalsozialismus nicht nur eine «religiöse», nicht nur eine kirchenpolitische, sondern ipso facto [= durch diese Tat] auch eine politische Entscheidung bedeutet: die Entscheidung *gegen* einen Staat, der als totalitärer Staat eine andere Aufgabe, Verkündigung und Ordnung als seine eigene, einen anderen Gott als sich selbst nicht anerkennen kann und der darum, je mehr er sich entfaltete, umso mehr auch zur Unterdrückung der Kirche als solcher, umso mehr auch zur Beseitigung alles menschlichen Rechtes und aller menschlichen Freiheit auf allen Gebieten übergehen musste.

Hinter der in die Kirche eingedrungenen Häresie stand von Anfang an und trat dann bald heraus als der viel gefährlichere Gegner: der anfangs auch von so vielen Christen als Befreier und Erretter begrüßte Hitler, der Nationalsozialismus selbst und als solcher. Es trug der theologisch-kirchliche Konflikt den politischen in sich, und es musste so kommen, dass er tatsächlich mehr und mehr als politischer Konflikt offenbar wurde. Weil ich mir das selbst und anderen nicht verbergen, weil ich meine Vorlesung in Bonn nicht gut mit dem Hitlergruß beginnen, und weil ich einen unbedingten Eid auf den Führer, wie ich ihn als Beamter schwören sollte, nicht gut schwören konnte, darum habe ich meine Stellung im Dienst dieses Staates verlieren und Deutschland verlassen müssen. Unterdessen hat sich das antichristliche und damit antihumane Wesen des Nationalsozialismus noch viel deutlicher offenbart, gleichzeitig aber auch sein Einfluss und seine Macht im übrigen Europa unheimlich verstärkt. Die Lüge und Brutalität, aber auch die Dummheit und die Angst wachsen und

sind längst über die Grenzen Deutschlands hinausgewachsen. Und Europa versteht die Gefahr nicht, in der es steht. Warum nicht? Weil es das erste Gebot nicht versteht, weil es nicht sieht, dass der Nationalsozialismus die bewusste, prinzipielle und systematische Übertretung eben des ersten Gebotes bedeutet. Und weil es nicht sieht, dass diese Übertretung als Sünde gegen Gott das Verderben der Völker nach sich zieht.

So kam es von selbst, dass ich auch in der Schweiz um der Erhaltung der echten Kirche und des rechten Staates willen in meinem Gegensatz zum Nationalsozialismus verharren musste, weshalb ich denn auch in Deutschland als eine Art «Staatsfeind Nr. 1» gelten und alle meine Schriften auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt sehen muss. Ein Brief, den ich während der tschechoslowakischen Krisis an den Prager Professor Hromádka⁷ gerichtet und in welchem ich geschrieben hatte, dass an der böhmischen Grenze nicht nur die Freiheit Europas, sondern auch die der christlichen Kirche zu verteidigen sei, hat mir Äußerungen des Zornes oder auch der ängstlichen Zurückhaltung aus vielen Ländern und natürlich besonders auch aus Deutschland eingetragen. Ich hoffe, dass wir nicht zu spät und nicht zu schmerzlich aus dem Schlaf erwachen müssen, dem sich mit vielen anderen auch die christlichen Kreise in den europäischen Ländern immer noch hingeben zu dürfen meinen. Man hat sich über die «Veränderung» meiner Haltung, auch sofern sie in diesen Zusammenhang gehört, *sehr* verwundert: zuerst darüber, dass ich kirchenpolitisch, dann noch viel mehr darüber, dass ich nun auch noch direkt politisch zu werden begann. Dass es mir früher und jetzt nicht immer gelungen ist, mich für alle verständlich auszudrücken, das ist ein Stück von der Schuld, die ich, wenn ich mich von so viel Ärger und Verwirrung umgeben sehe, gewiss vor allem mir selber zuzuschreiben habe.

Ich möchte aber doch gern sagen dürfen, dass, wer mich wirklich vorher gekannt hat, sich auch jetzt so sehr nicht verwundern dürfte. Ich denke, dass die Majestät Gottes, der eschatologische Charakter der ganzen christlichen Botschaft, die Predigt des reinen Evangeliums als die alleinige Aufgabe der christlichen Kirche die Gedanken sind, die nach wie vor den Mittelpunkt meiner theologischen Lehre bilden. Es existierte aber der abstrakte transzendente Gott, der sich des wirklichen Menschen nicht annimmt: «Gott ist alles,

7 Josef Hromádka (1889–1969) war bis zu seiner Emigration in die USA 1920–1939 Professor für Systematische Theologie in Prag. In einem Briefwechsel 1938 über die Sudetenkrise bezeichneten Barth und Hromádka militärischen Widerstand gegenüber Hitlerdeutschland als christlich geboten.

der Mensch ist nichts!» Es existierte eine abstrakt eschatologische Erwartung ohne Gegenwartsbedeutung und es existierte die ebenso abstrakt nur mit diesem transzendenten Gott beschäftigte, von Staat und Gesellschaft durch einen Abgrund getrennte Kirche nicht in *meinem* Kopf, sondern nur in den Köpfen mancher meiner Leser, und besonders solcher, die Rezensionen und ganze Bücher über mich geschrieben haben. Ich habe insbesondere jene verhängnisvolle lutherische Lehre, nach welcher dem Leben des Staates eine von der Verkündigung des Evangeliums unabhängige, von ihr nicht zu berührende Eigengesetzlichkeit zukommen würde, nie gutgeheißen. Handelt es sich bei der bei mir vorgefallenen «Veränderung» um etwas anderes als darum, dass die praktische Relevanz, der Kampf- und Bekenntnischarakter einer theologischen Lehre, die eben jenen Mittelpunkt hatte und noch hat, vielen oder den meisten erst jetzt, auf dem Hintergrund der eben durch den Nationalsozialismus gestalteten Zeit sichtbar geworden ist? Ich habe nicht nur zum Vergnügen einen leeren Bogen gespannt, wie ich es nach vieler Meinung zu tun schien, ich habe nun offenbar auch einen Pfeil auf der Sehne gehabt und habe geschossen. Es wäre gut, wenn einige im Blick auf das, was jetzt geschehen ist, endlich verstehen würden, wie es schon vorher gemeint war! Bin ich nun plötzlich ein Aktivist, ein gläubiger Demokrat, eine Art Kreuzzugsprediger geworden? Und war ich etwa vorher ein entscheidungs- und talentloser Quietist? [...] Hitler wird gewiss irgendeinmal (vielleicht schon bald) nicht mehr da sein, und dann wird auch meine Stellung und Funktion den gewissen grellen Widerspruchs- und Widerstandscharakter, den sie heute haben muss, nicht mehr oder jedenfalls so wie heute nicht mehr haben müssen. [...]

Karl Barth, *Der Götze wackelt. Zeitkritische Aufsätze, Reden und Briefe von 1930 bis 1960*, hg. v. Karl Kupisch, Berlin 1961 (Nachdruck Waltrop 1993), 181–190.

How my mind has changed 1938–1948

[...] Das Jasagen wurde mir überhaupt wichtiger als das freilich auch wichtige Neinsagen und in der Theologie die Botschaft von Gottes Gnade dringlicher als die freilich auch nicht zu unterdrückende Botschaft von Gottes Gesetz, Zorn, Anklage und Gericht. Schwächeerscheinungen? Vielleicht! Aber einerseits kann ich, wenn es durchaus sein muss, auch heute noch um mich schlagen. Und andererseits meine ich zu bemerken, dass ich in dieser anderen, vielleicht mit meinem Lebensalter zusammenhängenden Form eher mehr als weniger geschafft habe und ausrichten konnte, als in der Kampflost früherer Jahre. [...]

Die sieben ersten dieser Jahre waren dadurch charakterisiert, dass ich sie – nachdem mich das vorangehende Jahrzehnt durch viele Länder geführt hatte – mit Ausnahme einiger letzter Fahrten nach Frankreich, Holland und Dänemark im Jahr 1939 – ganz und gar nur in meinem schweizerischen Vaterland zugebracht habe. Ich habe meine Heimat in dieser Zeit mit Vorträgen und auf Konferenzen aller Art und auch sonst fleißig durchzogen und besser kennengelernt als je zuvor. Aber seine Grenzen waren auch die meinigen; denn jenseits seiner Grenzen wäre es mir damals, als Hitler und Mussolini uns von allen Seiten umgaben, sicher schlecht ergangen. Das große Unheil, das man 1938 erst kommen sehen musste, war ja im Jahr darauf über Europa und die Welt hereingebrochen. Die aufgelaufene Rechnung musste bezahlt werden, und leider sind wir in anderer Weise auch noch 1948, indem jene Gefahr längst hinter uns liegt, noch immer damit beschäftigt. Für meine nächstliegende und wichtigste Pflicht hielt ich die: an meinem Teil dafür zu sorgen, dass wenigstens an einer Stelle inmitten des irrsinnig gewordenen Europas, nämlich auf unserer schweizerischen Insel und speziell in dieser unserer Grenzstadt Basel – von der aus man zugleich in das triumphierende und später so schwer leidende Deutschland und in das unterdrückte und später sich erhebende Frankreich hinübersah – ordentlich und «als wäre nichts geschehen» Theologie getrieben werde. Und ich war wie nie zuvor froh, gerade durch diese auf alle Fälle haltbare, dauernde und verheißungsvolle Sache in Anspruch genommen zu sein. Aber es war klar, dass das nicht bedeuten konnte, dass ich mich dem ganzen bedrängenden Zeitgeschehen fernhalten durfte. Wie hat man die Bewegungen auf den Kriegsschauplätzen und, soweit sie erkennbar waren, im Inneren der anderen Länder auch hier begleitet! Wie hat man gebangt und gehofft und gewartet! Und wie hat man in unserer Schweiz selbst alle Hände voll zu tun gehabt!

Ich bin in diesen Jahren schweizerischer geworden als ich es je gewesen war und von mir selbst erwartet hätte. Es war ja klar, dass unsere Bedrohung